

schlimmsten Fall geplant und versucht, sämtliche Möglichkeiten einzukalkulieren, aber eine dunkle Eingebung flüsterte ihm zu, dass es nicht reichen würde.

Die Kolonne verließ am frühen Morgen Arizona; es war vorgesehen, kurz vor Mitternacht im Hochsicherheitsgefängnis ADX Florence einzutreffen. Doch Marcus hatte den Verantwortlichen in Florence eine erheblich spätere Ankunftszeit mitgeteilt. Der verfrühte Aufbruch war nur ein weiterer Versuch, möglichen Befreiungsaktionen zuvorzukommen. Demon besaß die nötigen Mittel, um eine dramatische Flucht zu inszenieren; jede Gegenmaßnahme, die Marcus sich auszudenken vermochte, konnte von der Gegenseite gekontert werden. Er musste hoffen, dass er einen Schritt weiter gedacht hatte als der unsichtbare Gegner.

Die ersten elfeinhalb Stunden ihrer Reise verliefen ohne Zwischenfall.

Marcus konnte auf der Fahrt kaum die Augen offen halten. Die Landschaft Colorados, die an den Fenstern vorüberglitt, bot tagsüber vermutlich einen schönen Anblick, aber jetzt, in der Nacht, sah man kaum mehr als undeutliche Umrisse und hin und wieder die aufblitzenden Augen eines Tieres, das in die Scheinwerferkegel der Kolonnenfahrzeuge geriet. Ein paar Mal nickte Marcus für wenige Sekunden ein. Immer wieder überraschte es ihn, wie leicht er wegdämmerte, obwohl er sich dagegen wehrte. Doch er war jedes Mal sofort wieder hellwach. Seine Hand ruhte auf dem Griff seiner Pistole. Er versuchte, sich zu entspannen, während er gleichzeitig verhindern musste, dass ihm die Augen so schnell zufielen wie die Fallgitter einer Burg.

Der kleine, stämmige Mann am Lenkrad, ein ziemlich farbloser Bursche der State Police, war auch keine Hilfe. Er hatte seit ihrer Abfahrt kaum so viele Wörter gesprochen, wie man brauchte, um einen vollständigen Satz zu bilden. Marcus behagte dieses Schweigen nicht. Solche stillen Augenblicke ließen ihm zu viel Zeit zum Nachdenken über Fragen, deren Antworten er gar nicht erst wissen wollte.

Aus dem Funkgerät des Streifenwagens drang eine knisternde Stimme. »Command, hier Overwatch-Zwo. Ungefähr zwanzig Meilen vor Ihnen parkt ein Pkw auf Ihrer Strecke.«

Ehe Marcus antworten konnte, meldete sich der Spähwagen. »10-4. Hier Forward-Zwo. Nähern uns Pkw zum Abfangen.«

Die Sekunden schleppten sich dahin, während Marcus wartete, dass der Scout die Stelle des möglichen Hinterhalts erreichte. Vor Aufregung schlug ihm das Herz bis zum Hals. Endlich meldete sich der dienstälteste Beamte im Scoutfahrzeug: »Wie es scheint, ist der Wagen liegengeblieben. Ein Mann und eine Frau stehen daneben und winken mich heran.«

Marcus packte das Mikrofon. »Forward-Zwo: Zugriff! Nehmen Sie die Leute vorsorglich fest! Befragen Sie sie, sobald sie in Gewahrsam sind.«

»Nun ja, Sir, sie scheinen Todesängste auszustehen. Wenn sie wirklich liegengeblieben sind, sind sie schon 'ne ganze Weile hier, ohne dass jemand vorbeigefahren ist. Sie ...«

»Das ist ein Befehl. Nehmen Sie die Leute fest. Entschuldigen können Sie sich, sobald die Stelle gesichert ist.«

»Roger, Command.«

Ein Augenblick verstrich; dann fragte Marcus: »Overwatch, sehen Sie sie?«

»Positiv. Die Verdächtigen wurden überwältigt.«

Nach kurzer Pause meldete sich ein Cop aus dem Scoutwagen: »Command, auf dem Rücksitz ist ein neun Monate altes Baby. Ein Mädchen. Was sollen wir mit der Kleinen machen? Handschellen passen der ja nicht.«

Marcus knirschte mit den Zähnen und atmete tief durch, ehe er antwortete. »Keine Handschellen erforderlich. Aber lassen Sie den Hund am Kindersitz nach Sprengstoff schnüffeln. Vergessen Sie niemals, mit was für Gegnern wir es zu tun haben. Sie würden die ganze Familie niedermetzeln und sich mit deren Blut eine Kriegsbemalung machen, wenn sie ihrem Ziel dadurch auch nur einen Millimeter näher kämen. Seien Sie niemals unaufmerksam – keine Sekunde.«

»Roger, Command.«

»Noch etwas«, fügte Marcus hinzu. »Mir ist es egal, ob Ihre Großmutter oder Ihre kleine Schwester da mitten auf der Fahrbahn sitzt. Wir halten für nichts und niemand an!«

Kapitel 3

Corin Campbell sah das Totenkopfgesicht jetzt überall, wohin sie ging. Zuerst hatte sie es für einen Streich irgendwelcher Jugendlicher gehalten, die sich in Facebook-Konten hackten und die Leute veralberten. Inzwischen aber hatte sie das Gesicht im wirklichen Leben gesehen.

Zumindest glaubte sie das. Vielleicht war sie aber auch total durchgeknallt, wie ihre Schwester schon seit Jahren behauptete. Corin war sich nicht mehr sicher. Es schien, als wäre eine albtraumhafte Kreatur aus einem Slasherfilm zum Leben erwacht und würde nun jede ihrer Bewegungen verfolgen, Tag und Nacht, um in einem unbewachten Augenblick zuzuschlagen. Die Angst lähmte Corin beinahe, und sie gehörte bestimmt nicht zu den Menschen, die sich schnell fürchteten.

Zuerst war das Totenkopfgesicht im Hintergrund einiger ihrer Selfies auf Facebook und Instagram aufgetaucht, meist bei Gruppenaufnahmen, auf denen Corin und die anderen eine Straße entlanggingen oder vor irgendeiner Kneipe standen.

Auf dem neusten Foto aber lauerte die Gestalt direkt vor ihrem Fenster.

Corin war sich fast sicher, dass der Totenschädel nicht auf den Fotos gewesen war, als sie die Bilder gepostet hatte. Das Erscheinen der Albtraumgestalt konnte ganz simpel auf ein gehacktes Konto zurückzuführen sein – einen Teenager-Hacker mit einem MacBook Pro und grundlegenden Photoshop-Kenntnissen.

Nur konnte Corin das leider nicht mit Sicherheit sagen. Sie hatte nach Hinweisen auf Fotobearbeitung suchen lassen und als Rückmeldung von einem Computerreparaturshop die Mitteilung erhalten: »Die Fotos *scheinen* manipuliert zu sein, aber der Befund ist nicht eindeutig.« Na toll. Corin hatte noch immer nicht herausgefunden, was genau das heißen sollte. Wie die Antwort eines Politikers: viele Worte, nichts dahinter.

Gestern aber hatte sie die Totenkopffratze in einem vorüberfahrenden Auto gesehen und dann bei einem Mann, der auf der anderen Straßenseite in einem Türein gang stand. Es musste eine Ausgeburt ihrer überreizten Fantasie sein – was sonst? Schlafmangel wegen ihres Studiums hatte sich mit einem miesen Scherz in den sozialen Netzwerken zusammengetan und attackierte nun ihr Unterbewusstsein, bis sie kurz vor dem Delirium stand.

Wenigstens war sie nicht als Einzige betroffen. Eine simple Google-Suche offenbarte, dass im Nordwesten der USA noch mehrere andere Frauen gehackt worden waren. Der Fall hatte fast schon den Status einer modernen Legende erreicht. »Skullface«, wie der Mann mit der Totenschädelmaske von jemandem im Internet genannt worden war, hatte sich bei den anderen Horror- und Sagengestalten des digitalen Zeitalters eingereiht, bei »Slenderman« beispielsweise oder den »Shadow People«.

Bei ihren Recherchen war Corin auf Behauptungen gestoßen, andere Hacking-Opfer seien verschwunden, hatte diese Meldungen aber als Fake abgetan – so wie die falschen Nachrichten über den Tod irgendwelcher Promis, die in den sozialen Netzwerken ständig auftauchten. Aber wenn es diesen Skullface wirklich gab, überlegte Corin immer wieder, war seine Botschaft unmissverständlich: *Er beobachtete sie, und er würde sie sich holen.*

Die Totenkopfmaske auf den Fotos, von denen Corin hoffte, dass sie manipuliert wären, bestand aus blutbespritztem Metall. Die Knochenstruktur des Schädels stammte allerdings nicht von einem Menschen. Sie erinnerte mehr an einen Dämon oder ein ausgestorbenes Raubtier, einen T-Rex vielleicht. Oder eine Mischung aus beidem. Die Reißzähne sahen gar nicht wie Zähne aus, eher wie lange, gezackte Metallfetzen, während der Mund an eine Wunde erinnerte, missgestalt und leicht aufwärtsgebogen zu einem sadistischen Grinsen.

Sollte diese Fratze tatsächlich existieren, war sie offensichtlich eine Art Maske. Und Halloweenkostüme jagten Corin keine Angst ein. Aber Typen, die sie stalkten und dabei so etwas trugen – die schon.

Sie hatte überlegt, sich an die Polizei zu wenden, doch ohne Beweise außer ein paar »nicht eindeutig manipulierten Fotos« wären die Cops eher ein Hemmschuh als eine Hilfe. Corin konnte selbst auf sich aufpassen. Das tat sie schon ihr Leben lang. Und wenn dieser Verrückte mit der Maske sie für ein leichtes Opfer hielt, stand ihm eine böse Überraschung bevor.

Als Corin nach dem letzten Seminar dieses Tages das Gebäude auf dem Campus der San Francisco University verließ, an der sie studierte, sah sie auf dem langen Weg durch das dunkle Parkhaus, in dem ihr Wagen stand, hinter jeder Ecke Skullface. Kaum hatte sie die Bilder verscheucht, hörte sie die Schritte hinter sich auf dem Beton.

Jemand folgte ihr. Sollte sie sich umdrehen? Sich ihrem Verfolger zuwenden? Angreifen? Zum Auto rennen? Schreien?

Corin versuchte, sich ungezwungen zu bewegen, schob die Hand in die Jackentasche und umfasste den Griff ihres Springmessers. Sie konnte die Waffe blitzschnell ziehen und die Klinge mit einer Daumenbewegung hervorschnellen lassen.

Angespannt lauschte sie, während die Schritte näher kamen, und spielte jede Bewegung im Kopf durch.

Ducken, drehen, Messer ziehen, zutreten ...

Der Rhythmus der Schritte wurde schneller. Sie kamen jetzt rasch näher.

»Hey!«, rief eine Männerstimme.

Er rannte auf Corin zu. Doch er unterschätzte sie – was sie nicht überraschte. Selbst ihr Verlobter nannte sie »Maus«, wofür sie ihm manchmal den Hals hätte umdrehen können. Sicher, Corin war zierlich und hatte ihre bronzefarbene Haut und das dunkle Haar von ihrer brasilianischen Mutter geerbt, aber dass sie nur eins vierundsechzig groß war, machte sie noch lange nicht wehrlos. Das aber wussten nur Corin und Samantha, ihre Schwester.

Wieder rief der Mann: »Hey!«

Dann hatte er sie erreicht.

Corin fuhr zu dem Angreifer herum, riss das Messer aus der Tasche, trat in Leistenhöhe zu und rammte den Fuß in die Weichteile des Mannes. Der krümmte sich vor Schmerz und stürzte auf die Knie. Mit zwei blitzschnellen Schritten war Corin bei ihm und hielt ihm die Klinge an die Kehle, während er qualvoll keuchte.

Corin bemühte sich, ruhig zu atmen, als sie ihrem Verfolger ins Gesicht blickte.

Er hieß Michael.

Sie kannte ihn aus dem Buchhaltungsseminar, aus dem sie gerade kam. Neben Michaels Füßen lag ihr Handy auf dem Boden. Offenbar hatte er es bei ihrem Angriff fallen gelassen.

Corin kam sich unsäglich dumm vor. Der arme Kerl hatte ihr bloß ihr Handy bringen wollen, und sie führte sich auf wie Jason Bourne.

»Tut mir leid.« Sie klappte das Messer am Oberschenkel zusammen und schob es in die Tasche zurück.

»Dein ... Handy«, keuchte Michael, als sie ihm aufhalf.

»Ich hab's gesehen. Danke. Aber als Frau kann man heutzutage ja nicht vorsichtig genug sein, oder?«

»Ich glaube, ich muss mich übergeben.«

Corin verzog gequält das Gesicht. »Ja. Was machen deine Eier?« Die werden doch wieder, oder?«